

SARAH JIO | Irgendwo für immer

Zum Buch

Nach der schmerzlichen Trennung von ihrem Mann glaubt die 33-jährige Emily, alles verloren zu haben. Doch genau zum richtigen Zeitpunkt – sie hat gerade die Scheidungspapiere unterzeichnet – erhält sie eine Postkarte ihrer Großtante Bee, die sie zu sich nach Bainbridge Island einlädt. In Erinnerung an die Inselidylle und die vielen unbeschwerten Sommer, die sie als Kind dort verbracht hat, schöpft Emily tatsächlich neue Hoffnung. Sie kann nicht wissen, dass ihr Neuanfang sich zu einer Reise in die Vergangenheit entwickeln wird, denn im Gästezimmer der Großtante findet sie das alte Tagebuch einer geheimnisvollen Frau namens Esther. Emily spürt, dass Esthers tragische Geschichte auf rätselhafte Weise mit ihrer eigenen verknüpft ist. Mit der Hilfe des jungen Malers Jack kommt sie einem lange gehüteten Familiengeheimnis auf die Spur, das auch für sie selbst noch unerwartete Konsequenzen hat.

»Ein bewegender Selbstfindungsroman!« *Für Sie*

»Eine spannende, romantische Sommergeschichte!« *Hörzu*

Zur Autorin

Sarah Jio ist Journalistin und schreibt seit Jahren für verschiedene Zeitungen und Magazine, u.a. *Glamour*, *SELF*, *The Seattle Times* und *Marie Claire*. Für *Glamour* verfasst sie außerdem einen Blog zum Thema Gesundheit & Fitness. *Irgendwo für immer* ist ihr erster Roman. Ihr zweiter Roman *An einem Tag mit dir* ist im August 2012 im Diana Hardcover erschienen. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren drei kleinen Söhnen in Seattle.

SARAH JIO

Irgendwo für immer

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Charlotte Breuer und Norbert Möllemann

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel *The Violets of March*
bei Plume, Penguin Group (USA) Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 04/2013
Copyright © 2011 by Sarah Jio
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
sowie dieser Ausgabe 2013 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Heiko Arntz
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
unter Verwendung von Fotos von Masterfile und shutterstock
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2013

978-3-453-35655-9

*Für meine Großmütter,
Antoinette Mitchell
und die kürzlich verstorbene Cecilia Fairchild,
die in mir die Liebe zur Kunst und zum Schreiben
und das Interesse an den Vierzigerjahren
geweckt haben*

*»And the riverbank talks of the waters of March,
It's the end of all the strain, it's the joy in your heart.«*

Antonio Carlos Jobim, Waters of March

1

So, ich schätze, das war der Rest«, sagte Joel, als er den Kopf in unsere Wohnungstür steckte. Sein Blick wanderte umher, als versuchte er, sich jede Einzelheit der Maisonettewohnung in dem New Yorker Altbau einzuprägen, die wir vor fünf Jahren gekauft und renoviert hatten – in glücklicheren Zeiten. Es war ein beeindruckender Anblick: die Eingangstür mit dem hübschen Bogen, der alte Kamin Sims, den wir in einem Antiquitätenladen in Connecticut entdeckt und wie einen Schatz nach Hause transportiert hatten, und die prächtigen Esszimmerwände. Wir hatten lange hin und her überlegt, welche Farbe wir nehmen sollten, und uns schließlich für »Marokko-Rot« entschieden, einen Farbton, der zugleich romantisch und extravagant war, genau wie unsere Ehe. Nachdem wir die Wände gestrichen hatten, fand Joel den Ton zu orangestichig. Ich fand ihn genau richtig.

Unsere Blicke begegneten sich, aber ich schaute schnell wieder auf den Abroller in meiner Hand, fummelte mechanisch das letzte Stück Paketband heraus und klebte hastig den letzten Karton mit Joels Sachen zu, die er an dem Morgen abholte. »Moment mal«, sagte ich, als mir einfiel, dass ich eine Ecke eines in blaues Leder gebundenen Buchs

in dem jetzt zugeklebten Karton gesehen hatte. »Hast du etwa mein *Years of Grace* eingepackt?«

Ich hatte den Roman vor sechs Jahren während unserer Hochzeitsreise nach Tahiti gelesen, allerdings waren es nicht die Erinnerungen an unsere gemeinsame Reise, die ich mit seinen abgegriffenen Seiten hochhalten wollte. Im Rückblick ist es mir ein großes Rätsel, wie der Roman von Margaret Ayer Barnes, mit dem sie 1931 den Pulitzer-Preis gewonnen hatte, in dem Korb mit den verstaubten Büchern in der Eingangshalle des Ferienhauses gelandet war, aber als ich es aufschlug und den brüchigen Buchrücken leise knacken hörte, blieb mir fast das Herz stehen, weil es mir so seltsam vertraut vorkam. Die anrührende Geschichte von Liebe, Verlust und Resignation, von verborgenen Wünschen und heimlicher Leidenschaft veränderte ein für alle Mal meine Haltung zu meinem eigenen Schreiben. Vielleicht war sie sogar der Grund dafür, warum ich *aufgehört* hatte zu schreiben. Joel hatte das Buch nie gelesen, und darüber war ich froh. Die Geschichte war zu intim, um sie mit jemandem zu teilen. Sie kam mir vor wie die Seiten meines ungeschriebenen Tagebuchs.

Joel sah zu, wie ich das Paketband wieder abriß, den Karton öffnete und auf der Suche nach dem alten Buch darin herumwühlte. Als ich es fand, stieß ich einen Seufzer aus. Mein Herz klopfte.

»Tut mir leid«, sagte er verlegen. »Ich wusste nicht, dass du ...«

Es gab so vieles, das er nicht von mir wusste. Ich umklammerte das Buch mit beiden Händen, dann nickte ich und klebte den Karton wieder zu. »Ich glaube, das war es jetzt«, sagte ich und stand auf.

Er schaute mich unsicher an, und diesmal hielt ich seinem Blick stand. Noch ein paar Stunden lang – bis ich am Nachmittag die Scheidungsdokumente unterschrieben hatte, um genau zu sein – würde er mein Ehemann sein. Es fiel mir schwer, in diese dunkelbraunen Augen zu schauen in dem Wissen, dass der Mann, den ich geheiratet hatte, mich verließ. Wegen einer anderen. *Was war nur mit uns geschehen?*

Wieder, wie schon zahllose Male seit unserer Trennung zuvor, sah ich die entscheidende Szene unseres Untergangs vor meinem inneren Auge wie in einem Filmdrama. Sie begann an einem verregneten Montagmorgen im November. Ich machte gerade Rührei mit Tabasco, wie er es am liebsten hatte, als er mir von Stephanie erzählte. Wie sie ihn zum Lachen brachte. Wie gut sie ihn verstand. Wie gut sie zusammenpassten. Ich stellte mir zwei Legosteine vor, die perfekt ineinanderpassten. Mich fröstelte. Komisch, wenn ich mich an jenen Morgen erinnere, rieche ich jedes Mal verbranntes Ei und Tabasco. Hätte ich gewusst, dass das Ende meiner Ehe so riechen würde, hätte ich Pfannkuchen gebacken.

Ich betrachtete noch einmal Joels Gesicht. In seinen Augen lagen Trauer und Verunsicherung. Wenn ich aufstand und mich ihm in die Arme warf, würde er mich vielleicht mit der Liebe eines reuigen Ehemanns umarmen, dann würde er mich vielleicht nicht verlassen. Aber nein, mahnte ich mich. Es war zu spät. Unser Schicksal war besiegelt. »Leb wohl, Joel«, sagte ich. Mein Herz wollte ihn vielleicht halten, aber mein Verstand wusste es besser. Er musste gehen.

Joel wirkte verletzt. »Emily, ich ...«

Hoffte er auf Vergebung? Auf eine zweite Chance? Ich wusste es nicht. Ich hob eine Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. »Leb wohl«, wiederholte ich unter Aufbietung all meiner Kraft.

Er nickte ernst, dann wandte er sich zur Tür um. Ich machte die Augen zu und lauschte, als er die Tür leise hinter sich zuzog. Er schloss sie von außen ab, eine Geste, die mir fast das Herz brach. *Er sorgt sich noch um mich ...* Wenigstens um meine Sicherheit. Ich schüttelte den Kopf und nahm mir vor, das Schloss auswechseln zu lassen, während ich hörte, wie seine Schritte leiser wurden, bis sie von den Straßengeräuschen verschluckt wurden.

Als das Telefon klingelte und ich aufstand, um ranzugehen, wurde mir bewusst, dass ich in *Years of Grace* vertieft auf dem Boden gesessen hatte, seit Joel gegangen war. War eine Minute vergangen? Eine Stunde?

»Kommst du?« Es war Annabelle, meine beste Freundin. »Du hast mir versprochen, deine Scheidungsdokumente nicht allein zu unterschreiben.«

Verwirrt schaute ich auf die Uhr. »Tut mir leid, Annie«, sagte ich, während ich in meiner Handtasche nach den Schlüsseln und dem gefürchteten braunen Umschlag kramte. Ich hätte vor einer Dreiviertelstunde in dem Restaurant sein sollen, wo wir uns verabredet hatten. »Bist schon unterwegs.«

»Gut«, sagte sie. »Ich bestell dir einen Drink.«

Das Calumet, wo wir uns häufig zum Mittagessen trafen, lag vier Blocks von meiner Wohnung entfernt, und als ich zehn Minuten später dort eintraf, begrüßte Annabelle mich mit einer Umarmung.

»Hunger?«, fragte sie, nachdem wir uns gesetzt hatten.

Ich seufzte. »Nein.«

Annabelle runzelte die Stirn. »Kohlehydrate«, sagte sie und schob den Brotkorb zu mir herüber. »Du brauchst Kohlehydrate. Wo sind die Unterlagen? Bringen wir's hinter uns.«

Ich zog den großen Umschlag aus meiner Handtasche, legte ihn auf den Tisch und betrachtete ihn so argwöhnisch, als handelte es sich um eine Stange Dynamit.

»Du bist dir hoffentlich darüber im Klaren, dass das alles deine Schuld ist«, sagte Annabelle mit einem schiefen Grinsen.

Ich funkelte sie an. »Was soll das heißen, meine Schuld?«

»Männer, die *Joel* heißen, heiratet man nicht.« Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Niemand heiratet einen Joel. Mit einem Joel geht man aus, man lässt sich von ihm einen Drink spendieren oder ein paar Klunker bei Tiffany kaufen, aber man heiratet ihn nicht.«

Annabelle arbeitete gerade an ihrer Doktorarbeit in Sozialanthropologie. Sie hatte zwei Jahre lang zu ihrem Thema recherchiert und Daten über Eheschließungen und Scheidungen auf ziemlich unkonventionelle Weise ausgewertet. Ihren Erkenntnissen zufolge konnte der Erfolg einer Ehe anhand des Vornamens des Ehemannes genau vorausberechnet werden.

Heirate einen Eli, und du kannst mit 12,3 Jahren ehelichen Glücks rechnen. Mit Brad? 6,4. Eine Ehe mit Steve läuft sich schon nach vier Jahren tot. Und nach Annabelles Meinung darf man nie, *niemals* einen Preston heiraten.

»Was sagen die Daten noch mal über Joel?«

»Sieben Komma zwei Jahre«, antwortete sie trocken.

Ich nickte. Wir waren sechs Jahre und zwei Wochen verheiratet gewesen.

»Du musst dir einen Trent suchen«, fuhr sie fort.

Ich verzog das Gesicht. »Ich kann den Namen Trent nicht ausstehen.«

»Okay, dann einen Edward oder einen Bill oder – nein, einen Bruce«, sagte sie. »Die Namen stehen für eheliches Durchhaltevermögen.«

»Genau«, sagte ich sarkastisch. »Vielleicht solltest du mich auf der Suche nach einem Ehemann in ein Seniorenheim begleiten.«

Annabelle war groß und schlank und schön, ein Julia-Roberts-Typ mit langen Beinen, welligem dunklen Haar, Haut wie Porzellan und intensiven, dunklen Augen. Mit ihren dreiunddreißig Jahren war sie immer noch unverheiratet. Sie machte den Jazz dafür verantwortlich. Angeblich konnte sie keinen Mann finden, der ihre Begeisterung für Miles Davis und Herbie Hancock teilte.

Sie winkte dem Kellner. »Noch zwei, bitte.« Er nahm mein leeres Martiniglas, das einen nassen Ring auf dem Umschlag hinterließ.

»Es ist so weit«, sagte ich leise.

Meine Hand zitterte ein bisschen, als ich einen dicken Stapel Papier aus dem Umschlag zog. Die Sekretärin meines Anwalts hatte drei Seiten mit pinkfarbenen Klebezetteln mit dem Hinweis »hier unterschreiben« markiert.

Ich nahm einen Stift aus meiner Handtasche und hatte einen Kloß im Hals, als ich die Seiten nacheinander unterschrieb. Emily Wilson, mit schwungvollem y und einem entschlossenen n. Genau so sah meine Unterschrift seit der fünften Klasse aus. Zum Schluss trug ich das Datum ein,

28. Februar 2005, der Tag, an dem unsere Ehe zu Grabe getragen wurde.

»Gut gemacht«, sagte Annabelle und schob einen frischen Martini in meine Richtung. »Und wirst du über Joel schreiben?« Weil ich Schriftstellerin bin, glaubte Annabelle wie alle in meinem Freundes- und Bekanntenkreis, dass ein kaum verschlüsselter Roman über meine Beziehung mit Joel die beste Rache wäre.

»Du könntest eine ganze Geschichte um ihn herum aufbauen, du müsstest nur seinen Namen leicht verändern«, fuhr sie fort. »Du könntest ihn ja Joe nennen und ihn als kompletten Trottel darstellen.« Sie biss von ihrem Toast ab, doch dann musste sie lachen, sodass sie sich beinahe verschluckte. »Als Trottel mit Erektionsstörungen.«

Aber selbst wenn ich die Absicht gehabt hätte, mich mit einem Roman an Joel zu rächen, wäre ein fürchterliches Buch dabei herausgekommen. Falls ich überhaupt etwas zu Papier gebracht hätte, wäre es vollkommen fantasielos gewesen. Denn schon seit acht Jahren setzte ich mich jeden Morgen nach dem Aufwachen an meinen Schreibtisch und startete auf meinen leeren Bildschirm. Hin und wieder brachte ich den einen oder anderen brauchbaren Satz zustande oder ein paar ordentliche Seiten, aber dann kam ich nicht weiter. Und wenn ich erst einmal feststeckte, ging gar nichts mehr.

Meine Therapeutin Bonnie nannte das eine pathologische Schreibhemmung. Meine Muse war erkrankt, und die Prognose für die Zukunft sah schlecht aus.

Vor acht Jahren hatte ich einen Erfolgstitel geschrieben. Vor acht Jahren war ich ganz nach oben gekommen. Ich war schlank gewesen – nicht dass ich jetzt fett wäre (na ja,

okay, an den Oberschenkeln vielleicht ein bisschen) – und mein Buch hatte es in die Bestsellerliste der *New York Times* geschafft. Und wenn es neben einer Bestsellerliste so etwas gäbe wie eine Best-Life-Liste, dann hätte ich auch darauf meinen Platz gehabt.

Nachdem mein Buch *Anruf für Ali Larson* sich als großer Erfolg entpuppt hatte, ermunterte meine Agentin mich dazu, einen Folgeroman zu schreiben. Die Leser wünschten sich eine Fortsetzung, sagte sie. Und mein Verlag hatte mir für mein zweites Buch bereits die doppelte Summe als Vorschuss in Aussicht gestellt. Aber so sehr ich mich auch bemühte, ich hatte nichts mehr zu schreiben, nichts mehr zu sagen. Und irgendwann hörte meine Agentin auf, mich anzurufen. Die Leute im Verlag hörten auf, etwas von mir zu erwarten. Die Leser hörten auf, sich für mich zu interessieren. Der einzige Beweis dafür, dass ich mir mein glorioles Leben nicht eingebildet hatte, waren die Schecks mit den Tantiemen, die hin und wieder mit der Post kamen, und gelegentlich ein Brief von einem etwas gestörten Leser namens Lester McCain, der behauptete, er sei in Ali verliebt, die Hauptfigur in meinem Buch.

Ich weiß noch, wie mir das Herz bis zum Hals schlug, als Joel auf der Party anlässlich der Buchpräsentation im Madison Park Hotel auf mich zukam. Er war auf einer Cocktailparty in einem Nebenraum und hatte mich in der Tür stehen sehen. Ich trug ein Kleid von Betsey Johnson, das 1997 absolut der letzte Schrei war: ein schulterfreies kleines Schwarzes, für das ich ein Vermögen hingeblättert hatte. Aber es war jeden einzelnen Penny wert. Es hing noch immer in meinem Kleiderschrank, aber jetzt wäre ich am liebsten schnurstracks nach Hause gerannt, um es zu verbrennen.

»Sie sehen umwerfend aus«, hatte er ziemlich forsch gesagt, noch ehe er sich vorgestellt hatte. Ich weiß noch, wie ich mich fühlte, als ich diese Worte hörte. Es hätte sein üblicher Anmachspruch sein können, und wahrscheinlich war er das sogar. Aber ich schmolz sofort dahin. Es war so typisch Joel.

Ein paar Monate vorher hatte *GQ* einen mehrseitigen Bericht über die begehrtesten »normalen« Junggesellen Amerikas gebracht – nein, nicht die Liste, in der alle zwei Jahre George Clooney auftaucht. Auf dieser Liste standen ein Surfer aus San Diego, ein Zahnarzt aus Pennsylvania, ein Lehrer aus Detroit und, ja, ein Anwalt aus New York, und das war Joel. Er hatte es unter die Top 10 geschafft. Und irgendwie hatte *ich* ihn mir geangelt.

Und wieder vom Haken gelassen.

Annabelle fuchtelte mit den Händen vor meinen Augen herum. »Hier spielt die Musik«, sagte sie.

»Tut mir leid.« Ich schüttelte mich. »Nein, ich schreibe nicht über Joel.« Seufzend schob ich die Dokumente zurück in den Umschlag und steckte ihn in meine Tasche. »Falls ich jemals wieder etwas schreibe, wird es anders sein als alles, woran ich mich je versucht habe.«

Annabelle sah mich verwirrt an. »Was ist denn mit der Fortsetzung deines letzten Buchs? Arbeitest du da nicht mehr dran?«

»Nein, ich hab's mir anders überlegt«, sagte ich, während ich meine Serviette einmal in der Mitte faltete und dann noch einmal.

»Und warum nicht?«

Ich seufzte. »Ich kann nicht. Ich kann mich nicht zwingen, 85 000 mittelmäßige Wörter abzusondern, selbst wenn

ich einen Buchvertrag bekäme. Nicht mal, wenn ich wüsste, dass Tausende von Lesern mein Buch mit in den Strandurlaub nehmen würden. Nein, wenn ich wieder etwas zu Papier bringe – falls ich das jemals tue –, dann wird es etwas anderes sein.«

Annabelle sah aus, als würde sie am liebsten aufspringen und mir applaudieren. »Bravo«, sagte sie strahlend. »Das ist der Durchbruch.«

»Quatsch«, entgegnete ich trotzig.

»Oh doch«, konterte sie. »Lass mal überlegen.« Sie verschränkte die Hände. »Du sagst, du willst etwas *anderes* schreiben, aber ich glaube, was du eigentlich damit meinst, ist, dass du eine Geschichte erzählen willst, die dir, im Gegensatz zu deinem letzten Buch, aus der Seele spricht.«

»Ja, so könnte man es ausdrücken«, antwortete ich achselzuckend.

Annabelle fischte die Olive aus ihrem Martiniglas und steckte sie sich in den Mund. »Du solltest über etwas schreiben, das dir wirklich am Herzen liegt«, sagte sie. »Über einen Ort, der dir etwas bedeutet, oder eine Person, die dich inspiriert hat.«

Ich nickte. »Versucht das denn nicht jeder Schriftsteller?«

»Sicher«, sagte sie und verscheuchte den Kellner mit einem Blick, der sagte: Danke, wir haben noch, nein, die Rechnung noch nicht, bitte, und schaute mich dann wieder durchdringend an. »Aber hast du's denn schon mal *versucht*? Ich meine, dein Buch war großartig, wirklich, Em, aber stand darin irgendetwas, das, na ja, mit *dir* zu tun hat?«

Sie hatte recht. Es war eine gute Geschichte. Das Buch war immerhin ein Bestseller, verflixt noch mal. Warum war

ich dann nicht stolz darauf? Warum fühlte es sich nicht an wie ein Teil von mir?

»Ich kenne dich lange genug«, fuhr Annabelle fort, »um zu wissen, dass diese Geschichte nicht dein Leben, deine Erfahrungen beschreibt.«

Das sah sie richtig. Aber über was in meinem Leben hätte ich schreiben können? Ich dachte an meine Eltern und Großeltern und schüttelte den Kopf. »Das ist ja das Problem«, sagte ich. »Andere Autoren haben jede Menge Stoff, den sie verarbeiten können – eine böswillige Mutter, einen gewalttätigen Vater, eine verkorkste Kindheit. In meinem Leben gab's nur Friede, Freude, Eierkuchen. Keine Todesfälle, kein Trauma. Nicht mal ein Haustier, das gestorben ist. Oscar, der Kater meiner Mutter, ist zweiundzwanzig Jahre alt. Das gibt nichts her für eine Geschichte, glaub's mir. Ich zerbreche mir schon dauernd den Kopf darüber.«

»Ich glaube, du nimmst dich nicht ernst genug«, sagte Annabelle. »Es muss doch irgendetwas geben. Irgendein Erlebnis.«

Ich ließ meine Gedanken schweifen, und diesmal kam mir sofort meine Großtante Bee in den Sinn, die Tante meiner Mutter, und ihr Haus auf der Insel Bainbrigde im Staat Washington. Sie fehlte mir ebenso wie die Insel. Warum hatte ich sie seit so vielen Jahren nicht mehr besucht? Bee, fünfundachtzig und fit wie ein Turnschuh, hatte keine eigenen Kinder, und so waren meine Schwester und ich zu ihren Ersatzenkelkindern geworden. Sie hatte uns immer Karten zum Geburtstag geschickt, in denen jedes Mal ein bankfrischer Fünfundzigscheine steckte, Weihnachtsgeschenke, die richtig cool waren, und zum Valentinstag Na-

schereien, und wenn wir im Sommer aus Portland in Oregon zu ihr hochgefahren waren, um die Schulferien dort zu verbringen, hatte sie uns heimlich ein Stück Schokolade unters Kopfkissen geschoben, ehe unsere Mutter schreien konnte: »Nein! Sie haben sich doch gerade erst die Zähne geputzt!«

Bee war in der Tat unkonventionell. Aber sie war auch ein bisschen sonderbar. Sie war eine Quasselstrippe, aber zugleich extrem verschlossen. Sie war gastfreundlich und zugleich launisch, großzügig und egoistisch. Und außerdem hatte sie Geheimnisse. Und dafür liebte ich sie.

Meine Mutter sagte immer, Menschen, die lange allein lebten, würden irgendwann gar nicht mehr merken, wie schrullig sie sind. Ich wusste nicht recht, was ich von der Theorie halten sollte, unter anderem, weil ich befürchtete, selbst einmal als alte Jungfer zu enden. Aber vorerst begnügte ich mich damit, auf verräterische Anzeichen zu achten.

Bee. Ich sah sie vor mir, wie sie auf der Insel an ihrem Küchentisch saß. Seit ich sie kannte, nahm sie jeden Morgen das gleiche Frühstück zu sich: Sauerteigtoast mit Butter und Honig. Sie schnitt die goldbraun getoastete Scheibe in vier kleine Quadrate und legte sie auf ein Stück Küchenrolle, das sie einmal halb gefaltet hatte. Auf jedes Quadrat kam eine Schicht Butter, so dick wie Zuckerguss auf einem Törtchen, und darauf ein ordentlicher Klecks Honig. Als Kind hatte ich sie das zahllose Male tun sehen, und wenn ich krank bin, ist Vollkorntoast mit Butter und Honig für mich bis heute die beste Medizin.

Bee war keine ausgesprochen schöne Frau. Sie überragte die meisten Männer an Größe, ihr Gesicht war irgendwie

zu breit, ihre Schultern waren zu kräftig, ihre Zähne zu lang. Und doch wirkte sie auf den Schwarz-Weiß-Fotos aus ihrer Jugend strahlend und auf eine Weise hübsch, wie es alle Frauen mit Anfang zwanzig sind.

Ein Foto aus dieser Zeit hatte ich immer ganz besonders gemocht, es hing in einem mit Muscheln verzierten Rahmen hoch oben an der Wand im Flur meines Elternhauses, nicht gerade ein Ehrenplatz, denn man musste auf einen Hocker steigen, um es näher zu betrachten. Auf dem alten Foto mit Zackenrand war eine Bee zu sehen, die ich nie gekannt hatte. Sie saß zusammen mit einigen Freundinnen auf einer Decke am Strand; sie wirkte unbekümmert und lächelte verführerisch. Eine der jungen Frauen beugte sich ganz dicht zu ihr heran und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Ein *Geheimnis*. Bee umklammerte die Perlenkette, die sie um den Hals trug, und blickte auf eine Weise in die Kamera, wie ich sie Onkel Bill nie hatte anschauen sehen. Ich fragte mich, wer wohl vor all den Jahren hinter der Kamera gestanden hatte.

»Was hat sie gesagt?«, habe ich meine Mutter einmal als Kind gefragt, während ich zu dem Foto hochschaute.

»Was hat *wer* gesagt?«, fragte meine Mutter, ohne von der Wäsche aufzublicken, mit der sie im Flur hantierte.

Ich zeigte auf die Frau neben Bee. »Die hübsche Frau da, die Tante Bee was ins Ohr flüstert.«

Meine Mutter richtete sich augenblicklich auf und trat neben mich. Dann hob sie einen Arm und wischte mit dem Bündchen ihres Pulloverärmels den Staub von dem Bild. »Das werden wir nicht mehr erfahren«, sagte sie und betrachtete das Foto mit erkennbarem Bedauern.

Bill, der verstorbene Onkel meiner Mutter, war ein

schmucker Soldat im Zweiten Weltkrieg gewesen. Es hieß immer, er hätte Bee wegen ihres Gelds geheiratet, aber die Theorie überzeugte mich nicht. In den Sommern meiner Kindheit hatte ich gesehen, wie er sie küsste, wie er ihr den Arm um die Taille legte. Er hatte sie geliebt, das stand für mich außer Frage.

Aber daran, wie meine Mutter über die beiden redete, erkannte ich, dass sie die Beziehung missbilligte, dass sie glaubte, Bill hätte etwas Besseres verdient gehabt. In ihren Augen war Bee zu unkonventionell, zu undamenhaft, zu frech, zu sehr alles Mögliche.

Und doch waren wir Sommer für Sommer zu Bee auf die Insel gefahren. Selbst nachdem Onkel Bill starb, als ich neun war. Bees Haus hatte etwas Entrücktes mit den Möwen, die am Himmel kreisten, dem weitläufigen Garten, dem Meeresgeruch, der von der Puget-Bucht herüberwehte, der riesigen Küche, durch deren Fenster man einen Blick auf das graue Wasser hatte, dem gespenstischen Rauschen der Wellen, die sich an der Küste brachen. Meine Schwester und ich liebten dieses Haus, und egal wie meine Mutter zu Bee stand, sie liebte es auch. Es wirkte auf uns alle beruhigend.

Annabelle sah mich mit einem wissenden Blick an. »Es gibt eine Geschichte, stimmt's?«

Ich seufzte. »Vielleicht«, antwortete ich ausweichend.

»Ich finde, du solltest mal verreisen«, sagte sie. »Du musst für eine Weile hier raus und einen klaren Kopf bekommen.«

Ich rümpfte die Nase. »Und wo soll ich hinfahren?«

»Am besten weit weg von hier.«

Sie hatte recht. Die Stadt New York ist eine Schönwet-

terfreundin. Sie liebt dich, wenn es dir gut geht, und tritt dich in den Hintern, wenn es dir schlecht geht.

»Kommst du mit?« Ich sah uns beide schon auf einer tropischen Insel am Strand unter einem Sonnenschirm liegen, einen Cocktail in der Hand.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Warum nicht?« Ich fühlte mich hilflos wie ein junger Welpe, der jemanden brauchte, der ihn an die Leine nahm und ihm zeigte, wo es langging.

»Ich kann dich nicht begleiten, weil du das allein machen musst.« Ich zuckte zusammen. Sie sah mir direkt in die Augen, wie um sicherzugehen, dass ich das, was sie mir sagte, vollständig aufnahm. »Em, deine Ehe ist gescheitert, und du hast noch keine einzige Träne deswegen vergossen.«

Auf dem Weg zurück zu meiner Wohnung dachte ich über das nach, was Annabelle gesagt hatte, und wieder landeten meine Gedanken bei Tante Bee. Wieso hatte ich sie seit so vielen Jahren nicht mehr besucht?

Über meinem Kopf ertönte ein schrilles Kreischen, das unverwechselbare Geräusch von Metall auf Metall. Ich schaute nach oben. Eine Wetterfahne in Gestalt einer kupfernen Wildente, die mit graugrüner Patina überzogen war, thronte auf dem Dach eines nahe gelegenen Cafés und drehte sich lärmend im Wind.

Der vertraute Anblick verursachte mir Herzklopfen. Wo hatte ich so etwas schon einmal gesehen? Und dann fiel es mir plötzlich ein. *Das Gemälde*. Bees Gemälde. Bis zu diesem Augenblick hatte ich das wenig mehr als postkarten-große Ölgemälde, das Tante Bee mir geschenkt hatte, als ich noch ein Kind war, vollkommen vergessen. Meine Tan-

te malte, und ich weiß noch, wie geehrt ich mich fühlte, als sie mir das Bild überreichte. Ich nannte es ein Meisterwerk, und darüber hatte sie gelächelt.

Ich schloss die Augen und sah die Meereslandschaft genau vor mir – die Wetterfahne mit der Kupferente auf dem alten Cottage und das Pärchen Hand in Hand am Strand.

Plötzlich bekam ich ein schlechtes Gewissen. Wo war das Bild? Ich hatte es weggepackt, nachdem Joel und ich in unsere neue Wohnung gezogen waren – er fand, es passte nicht zu unserem Einrichtungsstil. Ich hatte nicht nur die Insel vergessen, die ich als Kind so geliebt hatte, sondern auch die Reliquien meiner Vergangenheit in Kisten verstaubt. *Warum? Wozu?*

Ich ging immer schneller, bis ich in einen Laufschrift fiel. Ich musste an *Years of Grace* denken. Sollte das Bild etwa auch in einem von Joels Umzugskartons gelandet sein? Oder, schlimmer noch, hatte ich es aus Versehen in einen Karton für die Altkleiderkammer gesteckt? An meiner Wohnungstür angekommen, rammte ich den Schlüssel ins Schloss, hastete die Treppe zum Schlafzimmer hoch und riss den Wandschrank auf. Dort, auf dem obersten Regalbrett, standen zwei Kartons. Ich nahm einen herunter und wühlte im Inhalt herum: ein paar Kuschtiere aus Kindertagen, eine Schachtel mit alten Polaroidfotos und mehrere Hefte mit Artikeln aus der College-Zeitung, für die ich zwei Jahre lang geschrieben hatte. Aber kein Ölgemälde.

Ich nahm den zweiten Karton vom Regal und fand darin eine Raggedy-Ann-Puppe, eine Schachtel mit Liebesbriefen von Jungs, die in der Highschool für mich geschwärmt hatten, und mein geliebtes Strawberry-Shortcake-Poesiealbum aus der Grundschule. Das war's.

Wie konnte ich das Bild verloren haben? Wie hatte ich so achtlos sein können? Ich stand auf und durchsuchte den ganzen Wandschrank. In der hintersten Ecke entdeckte ich eine Plastiktüte. Mir schlug das Herz bis zum Hals, als ich sie hervorzog.

In der Plastiktüte, eingeschlagen in ein türkis und pink gemustertes Badetuch, befand sich das Bild. Etwas tief in meinem Innern schmerzte, als ich es an mich drückte. Die Wetterfahne. Der Strand. Das alte Cottage. Alles sah genauso aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Nur das Pärchen nicht. Irgendetwas war anders. Ich hatte immer angenommen, bei den dargestellten Personen handelte es sich um Tante Bee und Onkel Bill. Die Frau mit den langen Beinen und der typischen blauen Caprihose war Bee, keine Frage. Ihre »Sommerhose« hatte sie sie immer genannt. Aber der Mann neben ihr war nicht Onkel Bill. Nein. Wieso war mir das nie aufgefallen? Bill hatte dünnes, blondes Haar gehabt. Aber dieser Mann hatte dichtes, welliges, dunkles Haar. Wer war er? Und warum hatte Bee sich zusammen mit ihm gemalt?

Ich ließ das ganze Durcheinander auf dem Boden liegen und ging mit dem Bild nach unten. Schlug mein Adressbuch auf, tippte die vertrauten Ziffern ins Telefon, holte tief Luft und lauschte auf das Freizeichen. Es klingelte einmal, dann noch einmal.

»Hallo?« Ihre Stimme klang wie immer – tief und kräftig und warm.

»Bee, ich bin's, Emily«, sagte ich mit leicht zitternder Stimme. »Tut mir leid, dass ich mich so lange nicht gemeldet hab. Ich war einfach ...«

»Ach Unsinn, Liebes«, unterbrach sie mich. »Du brauchst

dich nicht zu entschuldigen. Hast du meine Postkarte bekommen?»

»Deine Postkarte?»

»Ja, ich hab sie dir letzte Woche geschickt, nachdem ich die Neuigkeit erfahren hatte.«

»Du hast davon gehört?» Ich hatte nicht vielen Leuten davon erzählt. Nicht einmal meinen Eltern in Portland – jedenfalls noch nicht. Auch nicht meiner Schwester in Los Angeles mit ihren perfekten Kindern, ihrem liebevollen Ehemann und ihrem Biogemüsegarten. Nicht mal meiner Therapeutin. Trotzdem wunderte ich mich nicht, dass die Nachricht bis auf die Insel gelangt war.

»Ja«, sagte sie. »Und da dachte ich, vielleicht hättest du Lust, mich zu besuchen.« Sie zögerte. »Die Insel ist ein großartiger Ort, um Heilung zu finden.«

Ich fuhr mit den Fingern über den Rand des kleinen Gemäldes. In dem Moment gab es keinen Ort auf der Welt, wo ich lieber sein wollte, als auf der Insel Bainbridge, in Bees großer, warmer Küche.

»Wann kommst du?» Bee war schon immer sehr direkt gewesen.

»Wäre morgen zu kurzfristig?»

»Morgen«, sagte sie, »ist der erste März, der Monat, in dem es hier in der Bucht am schönsten ist, Liebes. Alles lebt wieder.«

Ich wusste genau, was sie meinte. Das aufgewühlte graue Wasser, der Seetang und die Algen und die Krebse. Ich konnte die salzige Luft beinahe schmecken. Bee nannte die Puget-Bucht die große Heilerin. Und ich wusste, dass sie mich, sobald ich dort eintraf, dazu drängen würde, mir die Schuhe auszuziehen und durchs Wasser zu waten, selbst

wenn es nachts um eins war – und selbst wenn das Wasser keine zehn Grad Celsius hatte.

»Emily?«

»Ja?«

»Es gibt etwas Wichtiges, worüber wir reden müssen.«

»Was denn?«

»Nicht jetzt. Nicht am Telefon. Wenn du hier bist, Liebes.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, ging ich nach unten zum Briefkasten und fand eine Kreditkartenrechnung, einen Victoria's-Secret-Katalog – an Joel adressiert – und einen großen Umschlag vor. Ich sah den Absender, und einen Augenblick später wusste ich, wo ich die Adresse schon einmal gesehen hatte: auf dem Umschlag mit den Scheidungsdokumenten. Außerdem hatte ich sie vor einer Woche im Internet gesucht. Es war Joels neue Adresse in der 57. Straße, wo er mit Stephanie zusammenwohnte.

Das Adrenalin schoss mir in die Adern, als mir der Gedanke kam, dass es sich womöglich um ein Friedensangebot handelte. Vielleicht hatte Joel mir ja einen Brief geschrieben, eine Karte geschickt – oder nein, den ersten Hinweis einer romantischen Schnitzeljagd: eine Einladung, mich irgendwo in der Stadt mit ihm zu treffen, wo ich dann einen zweiten Hinweis finden würde, und dann, nach vier weiteren, würde er mich vor dem Hotel erwarten, wo wir uns vor so vielen Jahren kennengelernt hatten. Und er würde eine Rose in der Hand halten – nein, ein Schild, und darauf würde stehen: *Es tut mir leid, ich liebe dich. Verzeih mir.* Genau so. Es könnte das perfekte Ende einer tragischen Liebesgeschichte sein. *Schenk uns ein Happy End, Joel*, flüsterte ich, während ich mit dem Finger über den Umschlag fuhr.

Er liebt mich immer noch, dachte ich. Er hat immer noch Gefühle für mich.

Aber als ich den Umschlag öffnete und vorsichtig die mit goldener Schrift versehene Karte herauszog, zerstob mein Tagtraum. Ich starrte die Karte ungläubig an.

Das schwere Papier. Die extravagante Kalligrafie. Es war eine Hochzeitseinladung. Zu *seiner* Hochzeit. Abendessen um 18 Uhr. Tanz. Eine Feier der Liebe. Rindfleisch oder Hühnchen. Zusagen werden mit Freude, Absagen mit Bedauern entgegengenommen. Ich ging in die Küche, vorbei am Altpapierbehälter, und stopfte das vergoldete Büttenpapier in den Küchenmülleimer, in die verschimmelten Reste Hühnchen-Chow-Mein aus dem China-Imbiss.

Beim Durchgehen der restlichen Post fiel mir eine Zeitschrift zu Boden, und als ich mich bückte, um sie aufzuheben, entdeckte ich die Karte von Bee, die sich zwischen den Seiten des *New Yorker* versteckt hatte. Auf der Karte war eine weiße Fähre mit grüner Scheuerleiste abgebildet, die gerade in den Hafen von Eagle Harbor einlief. Ich drehte die Karte um und las:

*Emily,
die Insel ruft einen zurück, wenn es an der Zeit ist. Komm
nach Hause. Du fehlst mir, Liebes.
In Liebe,
Bee*

Ich drückte die Karte an die Brust und atmete tief aus.

2

1. März

Die Insel kann ihre Schönheit einfach nicht verleugnen, nicht einmal im Schutz der Dunkelheit. Ich stand am Fenster, als die Fähre in den Hafen einlief, und betrachtete die Kiesstrände und die Holzhäuser, die sich tapfer an die Hänge klammerten. In den Fenstern schimmerte verlockendes gelbes Licht, als machten die Bewohner gerade Platz für einen zusätzlichen Gast, während sie sich vor dem Kamin versammelten, um ein Glas Wein oder eine heiße Schokolade zu trinken.

Die Inselbewohner sind ein bunt gemischtes Völkchen: Volvo-fahrende Mütter, deren spitzenverdienende Ehemänner morgens mit der Fähre nach Seattle zur Arbeit fahren, ein paar öffentlichkeitsscheue Künstler und Dichter und eine Handvoll Berühmtheiten. Es ging das Gerücht, Jennifer Aniston und Brad Pitt hätten vor ihrer Scheidung an der Westküste der Insel ein dreieinhalb Hektar großes Grundstück gekauft, und jeder weiß, dass mehrere Darsteller des alten Sitcom-Klassikers *Gilligans Insel* hier wohnen. Auf jeden Fall ist sie ein guter Ort, um eine Weile von der Bildfläche zu verschwinden, und genau das hatte ich vor.

Von Norden nach Süden ist die Insel nicht einmal zwanzig Kilometer lang, aber sie kommt einem vor wie ein eigener Kontinent. Sie verfügt über große und kleine Buchten. Bei Ebbe zieht sich das Wasser zurück, und das Watt kommt zum Vorschein. Es gibt eine Weinkellerei, einen Beerenhof, eine Lamazucht, sechzehn Restaurants, ein Café, wo selbst gebackene Zimtschnecken und der beste Kaffee serviert werden, den ich je getrunken habe, und ein Lebensmittelgeschäft, wo man unter anderem auf der Insel hergestellten Himbeerwein erstein kann sowie biologisch angebauten Mangold, der nur wenige Stunden vor Geschäftsöffnung geerntet wird.

Ich holte tief Luft und betrachtete mein Gesicht, das sich in der Fensterscheibe spiegelte. Eine müde, ernste Frau schaute mich an, die kaum Ähnlichkeit hatte mit dem Mädchen, das vor so vielen Jahren zum ersten Mal auf die Insel gefahren war. Ich spürte einen Stich bei dem Gedanken an eine Bemerkung, die Joel vor ein paar Monaten gemacht hatte. Wir machten uns gerade zum Ausgehen fertig, weil wir mit Freunden verabredet waren. »Em«, sagte er, während er mich kritisch musterte, »hast du vergessen, dich zu schminken?«

Doch, ich hatte mich geschminkt, danke für die Blumen, aber im Flurspiegel sah ich schrecklich blass aus. Die hohen Wangenknochen, die außer mir niemand in der Familie hatte und von denen meine Tante immer behauptete, ich müsste sie vom Milchmann haben, die Wangenknochen, die alle so bezaubernd fanden, sahen einfach unpassend aus. *Ich* sah unpassend aus.

Ich verließ die Fähre über die Rampe und ging zum Kai, wo Bee in ihrem grünen VW Käfer, Baujahr 1963, auf mich

warten würde. Die Luft roch nach Meerwasser, Dieselabgasen, verfaulenden Muscheln und Kiefern, genauso wie sie gerochen hatte, als ich zehn war.

»Man müsste ihn in Flaschen abfüllen«, sagte ein Mann hinter mir.

Er war mindestens achtzig und trug einen braunen Cordanzug. Mit der Hornbrille, die an seinem Hals baumelte, wirkte er wie ein Professor – oder wie eine Art gut aussehender Teddybär. Erst als er weitersprach, wurde mir klar, dass er mit mir redete. »Diesen Geruch, meine ich«, sagte er mit einem Augenzwinkern. »Den müsste man in Flaschen abfüllen.«

»Ja.« Ich nickte. Ich wusste genau, was er meinte. »Ich bin seit zehn Jahren nicht mehr hier gewesen. Ich hatte ganz vergessen, wie sehr er mir gefehlt hat.«

»Ach, Sie sind nicht von hier?«

»Nein«, sagte ich. »Ich bin nur für einen Monat zu Besuch.«

»Na dann, herzlich willkommen«, sagte der Mann. »Wen besuchen Sie denn? Oder sind Sie Touristin?«

»Ich besuche meine Großtante Bee.«

Er machte große Augen. »Bee Larson?«

Ich musste grinsen. Als gäbe es noch eine Bee auf der Insel. »Ja«, sagte ich. »Kennen Sie sie?«

»Ja, natürlich«, sagte er, als müsste ich das wissen. »Sie ist meine Nachbarin.«

Ich lächelte. Wir hatten den Kai erreicht, aber ich konnte Bees Käfer nirgendwo entdecken.

»Wissen Sie«, fuhr der Mann fort, »ich hatte gleich das Gefühl, dass Sie mir irgendwie bekannt vorkamen, als ich Sie auf der Fähre gesehen habe, und ich ...«